

Frank Crüsemann

Mit zwei Zungen

Die evangelische Kirche und das Judentum

Zu einem Beitrag der „Kammer für Theologie der EKD“

Im sensiblen Verhältnis zwischen Kirche und Judentum spricht die Evangelische Kirche in Deutschland neuerdings mit gespaltener Zunge. In drei Studien zum Verhältnis von „Christen und Juden“ (1975; 1991; 2000) sowie einer eindrucksvollen Synodalkundgebung im Jahr 2000 wurde der üblen antijüdisch-antisemitischen Vergangenheit der Abschied gegeben und eine „theologische Neuorientierung“ eingeleitet. Mit diesen „Schritten zur Erneuerung im Verhältnis zum Judentum“ hat sich der deutsche Protestantismus in eine seit den sechziger Jahren wirksame, weltweite Bewegung zur Veränderung des traditionellen christlichen Antijudaismus eingefügt, in der manche Landeskirchen, aber auch die römische Kirche seit dem 2. Vatikanum vorangingen und die im Jahr 2000 in dem Dokument *Dabru emet* eine eindrucksvolle jüdische Reaktion erfahren hat. Der Weg ist keinesfalls zu Ende gegangen: „Die Kirche im Ganzen, ihre Gemeinden selber, alle ihre Glieder sind herausgefordert, sich neuen Erkenntnissen zu öffnen und die neuen Einsichten im Zusammenleben mit jüdischen Menschen zu bewähren“ – schrieb der Ratsvorsitzende im Vorwort zur gemeinsamen Neupublikation der drei Studien.

Doch nun hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland im Jahr 2003 einen „Beitrag der Kammer für Theologie“ entgegengenommen und mit einem Vorwort des gleichen Ratsvorsitzenden veröffentlicht, in dem praktisch alle diese Ansätze wieder in Frage gestellt werden und – blickt man genauer hin – viele der alten antijüdischen Muster wieder das Feld beherrschen. Es geht dabei um „theologische Leitlinien“ zu dem wahrhaft gewichtigen Thema „Christlicher Glaube und nichtchristliche Religionen“. Dieser Text soll hier im Blick auf

seinen Umgang mit dem christlich-jüdischen Verhältnis kritisch vorgestellt werden. Das ist zwar gar nicht sein zentrales Thema; blickt man aber auf die verborgene dogmatische Struktur, wird gerade auch die Veränderung, die von den Kirchen im Gegenüber zu Israel mit Gewicht vollzogen worden ist, grundsätzlich in Frage gestellt.

Der entscheidende theologische Ansatzpunkt, von dem aus hier durchgängig argumentiert wird, wird bereits im Vorwort des Ratsvorsitzenden herausgestellt: Es ist die Rechtfertigung des Sünders, und zwar eine bestimmte Fassung der Rechtfertigungslehre. Gott ist danach „allen Menschen nah, welcher Religion sie auch immer angehören mögen“. Das klingt nach großer Offenheit, wird aber sofort wieder zurückgenommen. Denn eben diese Nähe wird, so die Behauptung, ausschließlich im Glauben an Jesus Christus anerkannt und wirksam, und das Christentum „unterscheidet sich darin von allen anderen Religionen“. Diese Spannung – die Weite und Güte Gottes, die aber allein von den Christen erkannt und gelebt wird – durchzieht das ganze Dokument.

Das Judentum wird in dieser Perspektive allen anderen nichtchristlichen Religionen gleichgestellt, Ähnliches gilt auch für eine monotheistische Religion wie den Islam. Was diese Gleichordnung bedeutet, zeigt sich bereits im Eingangsteil. Der Text setzt mit einem Blick auf die „Verunsicherung“ ein, die heute angesichts der Vielzahl von Religionen in Europa die christlichen Gemeinden erfasst habe. An der Spitze der Erfahrungen, die als Beispiele für diese allgemeine Verunsicherung genannt werden, steht dann übrigens ausgerechnet der Tierschutz. Das ist sicher ein Nebenpunkt, aber einer, an dem sich bereits zeigt, wie alte Vorurteile – man denke an das „Schächten“ – versteckt

Die Nähe Gottes wird ausschließlich im Glauben an Jesus Christus anerkannt und wirksam.

Die Verfasser wissen
offenbar so genau,
worin das spezifisch
Christliche besteht,
dass sie die Bibel
nicht mehr brauchen.

wieder aufgenommen werden. Wichtiger ist, was diese Verunsicherung im Blick auf das Judentum verdeckt suggeriert: Wo eigentlich werden denn christliche Gemeinden durch die trotz ihres neuerlichen Wachstums nach wie vor verschwindend kleinen jüdischen Gemeinden verunsichert?? Und was ist umgekehrt mit deren tödlicher Geschichte und heutiger vielfacher Bedrohung? Sicher, diese eingangs genannten Sorgen dürften sich eher auf andere, vor allem auf muslimische Nachbarn beziehen. Aber geht man davon aus, ist es wiederum sehr merkwürdig, dass ausgerechnet die drei Studien zum Verhältnis zum Judentum im Zusammenhang mit der gegenwärtigen „verwirrende(n) Situation des Zusammenlebens mit Menschen, die eine andere Religion haben,“ genannt werden. Diese Studien „bedürfen“ deshalb „einer sie ergänzenden, sich auf die Fundamente richtenden Perspektive“, kurz: sie müssen endlich dogmatisch richtig gestellt werden.

Wie das dann allerdings geschieht, ist schon erstaunlich. Die Bibel jedenfalls ist dieses Fundament nicht. Es findet sich in der gesamten Schrift auch nicht ein einziger Hinweis auf konkrete Aussagen und Texte der Bibel. Natürlich muss man nicht immer zitieren, um biblische Theologie zu bieten. Nur dass man „Leitlinien“ zu einem so fundamentalen Thema, mit praktischen Folgen für Beziehungen zu ganz unterschiedlichen Religionen, mit denen uns eine ganz unterschiedliche Geschichte verbindet, ohne dieses Fundament entwerfen kann, ist schon erschreckend. Die Verfasser wissen offenbar so genau, worin das von allen anderen Religionen Trennende, das in diesem Sinne spezifisch Christliche besteht, dass sie die Bibel nicht mehr brauchen. Dogmatische Richtigkeit tritt an die Stelle der Breite und Offenheit der Schrift.

Die völlige Einebnung des Judentums in die Fülle nichtchristlicher Religionen kann sich theologisch dabei dann fast zwangsläufig vollziehen, weil Jesus Christus und alles, was die Studie mit ihm verbindet, vor allem also das Evangelium von der Rechtfertigung der Sünder, als ort- und zeitlose Größe beschrieben wird. Es geht um eine Art Nullpunktgeschehen ohne jeden geschichtlichen und theologisch relevanten Zusammenhang, das dann und deshalb „alle Menschen“ – und diese Worte durchziehen in dichter Folge das Dokument –

gleichermaßen betrifft. So allerdings redet die Bibel, redet gerade das Neue Testament nicht. Dort ist *immer* der Zusammenhang des Evangeliums mit Gottes Geschichte mit seinem Volk Israel als Ausgangspunkt und Grundlage im Blick. Gerade die Rede von Gottes Nähe und Vergebung in Christus, alles also, worauf die Rechtfertigungslehre biblisch basiert, kann und wird mit alttestamentlichen Worten benannt, alles ist untrennbar von dem, was Israel von Gott immer schon wusste und hoffte. Den christlichen Glauben davon zu lösen, wie es hier faktisch geschieht, kann nur zu einer total unbiblischen Lehre führen. Und das ist nach allen Kriterien des Protestantismus eine Irrlehre.

Ausgehend von einem derart unbiblisch verstandenen „Evangelium“ als „Grunddifferenzierung“, werden dann drei „Leitdifferenzierungen“ eingeführt, von denen her dann die Religionen im Mittelteil der Schrift beurteilt werden. Bei der ersten geht es um Schöpfung, genauer den „christlichen Schöpfungsglauben“, der eben so christlich nicht ist. Denn bei diesem Thema gilt: im Blick auf das „Judentum, in dessen biblischen Grundlagen auch der christliche Schöpfungsglaube gründet, dürfen Christen sich in dieser Hinsicht sogar einer großen Übereinstimmung gewiss sein“. An dieser Stelle – aber eben auch nur hier – gibt es also im Rückgriff auf die antimarcionitische Entscheidung der Kirche einen positiven inhaltlichen Bezug zum Judentum. Doch selbst diese Formulierungen klingen so, als gäbe es trotz aller Verwurzelung etwas spezifisch Christliches, eine Vorstellung, die man wohl nur unter Verzicht auf biblische Sprache und Kategorien suggerieren kann.

Bei der zweiten Leitdifferenzierung geht es um die „Wahrheit“, und Wahrheit, das ist die „Offenbarung ... Gottes in Jesus Christus“, wie sie allein die christliche Kirche bezeugt. Dazu wird festgestellt: Die anderen Religionen „vermögen“ diese Wahrheit nicht anzuerkennen. Und für das Judentum gilt: „Die bleibend schmerzende Urform dieses Gegensatzes ist die Ablehnung Jesu Christi als entscheidendes, Menschen errettendes Ereignis der Wahrheit im *Judentum*“. Das Judentum wird damit geradezu als die Urform aller anderen nichtchristlichen Religionen bezeichnet. Und es soll und muss mit ihnen gemeinsam danach beurteilt werden, ob in ihnen „*Offenheit* für das *Ereignis* der Wahrheit“ besteht. Schon hier geht es in ver-

schleierter, aber unübersehbarer Form um Mission und – da jede Differenzierung fehlt – auch und gerade um Judenmission.

Das wird noch deutlicher bei der dritten Leitdifferenzierung, bei der es um das Evangelium geht und also – es erstaunt schon nicht mehr – um den alten Gegensatz von Gesetz und Evangelium. Mit dem Evangelium und nicht dem Gesetz habe das Christentum die Kultur geprägt – wie die deutsche und europäische Kultur so etwas wie Auschwitz hervorgebracht haben kann, darf man sich da nicht fragen. Und mit diesem Gegensatz habe das Christentum „die archaischen Muster anderer Religionsausübung hinter sich gelassen“, wieder ein kaum verborgenes antijüdisches Vorurteil: das Gesetz als barbarisch und archaisch. Und diese „befreiende Wahrheit des Evangeliums“ macht dann christliche Mission verantwortbar. Denn: „Gott läßt sich seine Geliebten nicht durch die menschlichen Religionen wegnehmen.“ Ein solcher Raub vollzieht sich vom Zusammenhang her eindeutig auch im Judentum und muss eben nach Möglichkeit verhindert werden.

Zum Thema Gesetz sei nur darauf verwiesen, dass es als reiner Gegensatz zum Evangelium mit den konkreten Fragen von Recht und Ethik, vor allem mit den immer wieder positiv bewerteten Menschenrechten, nichts zu tun hat. O sancta simplicitas.

Liest man diese Schrift derart im Blick auf ihre Aussagen zum Judentum, kommt eine sehr alte, massiv antijüdische dogmatische Struktur unübersehbar heraus. Ob sie und ihre Bibelferne nicht auch problematische Folgen für die Bewertung anderer Religionen hat, mag hier dahingestellt bleiben. Für die Beziehung zum Judentum jedenfalls *muss man diese Schrift als bewusst kalkulierten Schlag gegen alle bisherigen Versuche ansehen, auf der Grundlage einer neuen Zuwendung zur Bibel zu einer Überwindung des alten Antijudaismus mit seinen schrecklichen Folgen zu gelangen*. Der traditionelle Antijudaismus soll vielmehr als angeblich notwendige Folge der Rechtfertigungslehre, dieser Gestalt der Rechtfertigungslehre, neu in Kraft gesetzt werden.

Haben die Verfasser denn nichts aus der Katastrophe des Christentums gelernt? Ist nichts von all den jahrzehntelangen Bemühungen um ein

neues Verständnis der biblischen Grundlage geblieben? Man hat gelernt, die tödlichen Wahrheiten in Watte zu packen, sie hinter wohltonenden Formeln zu verstecken. Man braucht aber nur ein wenig zu kratzen, braucht nur einige der sanft klingenden Formeln gegen den Strich zu bürsten und auf die alten antijüdischen Muster hin abzuklopfen, wie es hier geschehen ist, und die tödlichen Spitzen kommen unter der Watte unverhüllt zu Tage.

Aber vielleicht gibt es noch einen weiteren Punkt, wo sich so etwas wie ein Lernprozess vollzogen hat, wenn auch ein zweifelhafter. Dass man sich nicht auf die Bibel bezieht, kann vielleicht auch bedeuten: sie wagen es nicht mehr. Die drei Studien zum Verhältnis zum Judentum und so viele andere Erkenntnisse seit Dietrich Bonhoeffer und Gerhard von Rad und im jüdisch-christlichen Dialog zumal haben gelehrt, die Bibel neu und intensiver zu lesen. Dahinter will man hier zurück. Diese Theologie ist nicht biblisch und ist nicht auf die Bibel begründbar. Dass die Autoren das auch gar nicht erst versucht haben, ist so gesehen ein kleines Zeichen der Hoffnung.

Die Evangelische Kirche in Deutschland muss sich entscheiden. Bei aller theologischen Vielfalt, es gibt Punkte, wo die Praxis zur Eindeutigkeit nötigt. Das Verhältnis zum Judentum und den wachsenden jüdischen Gemeinden verträgt auf Dauer kein Reden mit zwei Zungen.



Frank Crüsemann

Professor (em.) an der Kirchlichen Hochschule Bethel, Bielefeld

Liest man diese Schrift auf ihre Aussagen zum Judentum, kommt eine sehr alte, massiv antijüdische dogmatische Struktur unübersehbar heraus.